



Folgenschwere Einsätze

Foto: dpa

Übergriffe auf Menschen in helfenden Berufen

Christoph Müller

Rettungskräfte, Feuerwehrleute, Polizisten, Pflegende und Ärzte – Menschen in helfenden Berufen werden in ihrem Berufsalltag immer wieder Opfer von Gewalt. Reagieren Personen, die akut auf Hilfe angewiesen sind, heute öfter gewalttätig als früher? Und was macht das mit den Betroffenen und ihrem Umfeld? Christoph Müller diskutiert diese und andere Fragen.

Steffi arbeitet als Rettungssanitäterin. Sie hat ihre Arbeit im Rettungswagen mit großer Freude und viel Engagement gemacht – bis zu einem denkwürdigen Tag. An diesem Tag wurde Steffi ohne Vorahnung Opfer eines Übergriffs. Es hatte keine Anzeichen dafür gegeben, dass der junge Mann, der als hilflose Person in einer westdeutschen Stadt über Funk angekündigt worden war, mit einem Messer auf sie losgehen würde. Zum Glück fügte der Täter ihr nur eine oberflächliche Wunde zu. Es hätte ganz anders enden können ...

Vergleichbare Meldungen findet man aktuell häufiger in Tageszeitungen, im Radio oder im Fernsehen. Die Empörung ist dann groß. Geradezu reflexartig wird diskutiert, warum Menschen in

helfenden Berufen nicht mehr der angemessene Respekt entgegengebracht wird. Rettungskräfte, Feuerwehrleute und Polizisten müssten mehr geschützt werden, schließlich erfüllten sie eine gesellschaftlich unverzichtbare Aufgabe, heißt es.

Was schafft mehr Sicherheit?

Natürlich stimmen diese Positionen im Grundsatz. Doch beweist sich die Glaubwürdigkeit einer Gesellschaft nicht an den Lippenbekenntnissen, sondern am überzeugten Handeln. So können Gesetzesanpassungen auf Bundesebene als erste Schritte interpretiert werden, die für mehr Sicherheit für Rettungskräfte, Feuerwehrleute und Polizisten sorgen. Weitere Schritte sind Forschungen wie die Studie „Gewalt gegen Rettungskräfte“, die die Kriminologin Janina Lara Dressler mit dem Blick auf Häufigkeit und Intensität von Übergriffen in vier Großstädten durchgeführt hat, und die Arbeit „Gewalt gegen Einsatzkräfte der Feuerwehren und Rettungsdienste in Nordrhein-Westfalen“ des Rechtswissenschaftlers Marvin Weigert von der Ruhr-Universität Bochum. Solche Studien helfen, die Ereignisse, die uns in den Medien immer

wieder präsentiert werden, wissenschaftlich einzuordnen.

Die Frage, die immer wieder im Raum steht, ist: Gibt es heutzutage mehr und heftigere Übergriffe als früher? Gegenüber einer Untersuchung aus dem Jahr 2011 stellt Weigert fest, dass die Zahl der Übergriffe gegen Einsatzkräfte nicht zugenommen habe. Gewaltbetroffenheit sowie Täter- und Situationsmerkmale lägen auf einem vergleichbaren Niveau.

Folgen traumatischer Erlebnisse

Steffi helfen solche Zahlen bis heute nicht weiter. Sie spürt seit der schmerzlichen Erfahrung, wie verletzlich sie geworden ist. Es ist nicht so, dass sie Schlafstörungen hat. Die Auswirkungen des traumatischen Ereignisses spürt sie ganz alltäglich. Die Belastbarkeit ist geringer geworden. Sie braucht mehr Auszeiten. Die Motivation, sich mit Freunden und Verwandten zu treffen, ist deutlich reduziert. Sie spürt einfach, dass die Akkus für den Alltag schneller schwach werden und länger brauchen, um wieder aufgeladen zu werden.

In Dresslers Arbeit wird unter anderem festgestellt, dass verbale Angriffe im Berufsleben von Rettungskräften „ein kaum zu umgehendes Übel“ seien. Die absolute Zahl der Betroffenen zeige, dass die Gefahr, im Dienst durch Übergriffe verletzt zu werden, real sei und sich nicht auf Einzelfälle mit Seltenheitswert beschränke. Für die Betroffenen erscheinen Feststellungen dieser Art irritierend. Sie tun sich schwer damit, wenn jemand versucht, das Phänomen quantitativ zu fassen. Denn subjektiv erfahren die Opfer großes Leid, das sich nicht in Zahlen ausdrücken lässt.

Unmittelbar nach dem Vorfall haben die herbeigeeilten Polizisten professionell reagiert. Sie haben Steffi aus der Situation herausgeholt. Sie haben nicht bloß dafür gesorgt, dass sie körperlich in einer nahe gelegenen Ambulanz versorgt wurde, sondern haben sie gefragt, womit sie ihr seelisch helfen können, damit sie das Ereignis hinter sich lassen kann. Sie wollte schnell alleine nach Hause, dort abwarten, dass ihr Lebensgefährte heimkommt und mit ihm etwas Leckeres essen.

Am nächsten Tag wollte Steffi mit dem Fahrrad zur nächsten Polizeidienststelle fahren, um dort Strafanzeige zu erstatten. Aber einerseits plagte sie beim Frühstückskaffee die Frage, ob sie denn eigentlich Anzeige erstatten dürfe. Vor Kurzem hatte sie noch gehört, dass dies dem Arbeitgeber missfalle. Andererseits machte sie eine bislang unbe-

kannte Erfahrung: Sie wollte auf das Fahrrad steigen, doch machte ihr der eigene Antrieb einen Strich durch die Rechnung. Es dauerte einige Minuten, bis sie sich sammeln konnte und in die Pedale trat.

Reaktionen aus dem Umfeld

Betroffene werden ganz verschiedene Reaktionen auf ein einschneidendes Ereignis wie einen Übergriff kennen. Eine große Zahl von KollegInnen treten ihnen empathisch entgegen, bringen unendlich viel Mitgefühl auf. Bei manchen KollegInnen geht es sicher so weit, dass Beschützerinstinkte wach werden. Aber auch ganz andere Reaktionen sind möglich: „Stell' Dich nicht so an. Das ist anderen auch schon passiert und da war es viel schlimmer.“ Auch mit solchen Sätzen können Betroffene konfrontiert werden. Dabei kann es doch nicht darum gehen, die „Qualität“ des Erlebten objektiv einordnen zu wollen.

Egal welche Art von Übergriff erlebt wurde, jeder einzelne hat Folgen. Dressler etwa zeigt in ihrer Studie, dass es zu Wut und Zorn (66,3 %) sowie zur Bestätigung von Vorurteilen (53,6 %) kommt, etwa wenn die Angreifer alkoholisiert oder obdachlos waren. Nicht unerheblich bei den Nachwirkungen sind Schlafstörungen (11,9 %) und depressive Verstimmungen (10,3 %). Auch von diffusen Angstzuständen (4,8 %) berichten Betroffene, die beispielsweise Flashbacks erleben.

In der Regel sprechen Zahlen für sich. Zahlen geben beispielsweise für Träger von Rettungsdiensten Hinweise darauf, wie aufmerksam die eigene Verantwortung wahrgenommen werden sollte. Gerade für Führungskräfte muss es in der Nachbearbeitung und -betreuung von Übergriffopfern darum gehen, der Tabuisierung von Aggression und Gewalt im Dienst Vorschub zu leisten. Es reicht sicher nicht, Beschäftigte zu Deeskalationstrainings zu verpflichten oder unter den KollegInnen Ansprechpartner als Ersthelfer zu bestimmen. Menschen, die von einem Übergriff betroffen sind, haben besondere Bedürfnisse und Bedarfe.

Hilfestellungen am Arbeitsplatz

Betroffenen hilft es auf jeden Fall nicht, wenn Arbeitgeber versuchen, die Frage nach einem Fehlverhalten bei dem oder der Beschäftigten selbst zu suchen. Aufgabe des Arbeitgebers muss es sein, Unterstützung anzubieten und den Betroffenen den Rücken zu stärken. Wo bildlich

gesprächen der Rücken bereits gekrümmt wurde, dort hilft es nicht, nochmals draufzuhauen. Dadurch wird es niemandem gelingen, eine schlechte Erfahrung bewältigen zu können. Noch weniger wird dies helfen, die eigene Selbstwirksamkeit wiederzufinden.

Steffi gehört zu denjenigen, die immer wieder emotional von dem Geschehenen eingeholt werden. Sie macht sich keine Vorwürfe, einer besonderen Aggression Vorschub geleistet zu haben. So beschäftigt sie sich nicht mit der Frage nach der Schuld, sondern eher mit dem Begriff Verantwortung. Denn für sie ist es wichtig, künftig noch umsichtiger zu sein, um sich selbst zu schützen. Und trotz der Zeit, die seit dem Vorfall vergangen ist, spürt sie häufiger eine Niedergeschlagenheit, die ihr die Freude nimmt, sich am freien Tag mit Freunden zu treffen. Dies hat sie vor dem Ereignis nicht gekannt.

Die Studien zu Gewalt an Rettungskräften aus Bonn und Bochum sind von großer Bedeutung. Erstmals liegen für das Berufsfeld der Rettungs- und Feuerwehrrkräfte belastbare Zahlen vor, in welcher Quantität und in welcher Qualität Übergriffe stattfinden. Für andere Arbeitsbereiche – Altenhilfe, allgemeine Krankenpflege oder psychiatrische Pflege – gibt es bislang keine belastbaren Zahlen. Aber auch dort gibt es Menschen, die nach Erlebtem leiden. Sie bleiben häufig unsichtbar – es sei denn, sie finden den Weg zurück in ihr berufliches Umfeld. Gerade die Nicht-Sichtbaren tauchen ab – in chronische körperliche und seelische Erkrankungen, in mehr oder weniger erfolgreiche Umschulungsmaßnahmen, in Frühverrentungen und sozialen Abstieg.

Erste Schritte sind getan. Die Hoffnung, dass ein ungerm ins Rampenlicht gerücktes Thema bald mehr Beachtung findet, sollte nicht aufgegeben werden. ■

Informationen zu den erwähnten Studien finden Sie unter <https://kurzlink.de/Dressler> und <https://kurzlink.de/Weigert>



Foto: Michael Trischmacher

Christoph Müller
geb. 1970, arbeitet als psychiatrisch Pfleger und Fachautor.
arscurae@web.de